

ROBERT LOUIS STEVENSON

DER PAVILLON IN DEN DÜNNEN



Übersetzt und mit einem Nachwort
von Lucien Deprijck

mare

Robert Louis Stevenson

DER PAVILLON IN DEN DÜNEN

Erzählung

Aus dem Englischen übersetzt und
mit einem Nachwort von Lucien Deprijck

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die vorliegende Übersetzung basiert auf folgender Ausgabe: Robert Louis Stevenson: *The Pavilion on the Links*, erschienen 1913 bei Chatto & Windus, London.

1. Auflage 2018

© 2018 mareverlag, Hamburg

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel/Petra Koßmann, mareverlag

Abbildung Einband/Schuber

Edward Hopper / Cleveland Museum of Art /

Hinman B. Hurlbut Collection / Bridgeman Images

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Stempel Garamond

Druck und Bindung Kösel, Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-295-1



www.mare.de

KAPITEL 1

**Erzählt, wie ich im Strandgehölz von
Graden kampierte und im Pavillon ein Licht
entdeckte**

Als ich jung war, lebte ich sehr zurückgezogen. Ich gefiel mir darin, mich abseits zu halten und mir selbst genug zu sein, und ich darf sagen, dass ich weder Freunde noch Bekannte hatte, ehe ich auf jene Freundin traf, die meine Ehefrau und die Mutter meiner Kinder wurde. Es gab nur einen Mann, mit dem ich privaten Umgang pflegte, und dieser Herr war R. Northmour aus Graden Easter in Schottland. Wir begegneten uns als Studienkollegen, und obwohl wir nicht viel Zuneigung füreinander hegten und noch nicht einmal eine große Vertrautheit zwischen uns herrschte, waren wir doch von so ähnlichem Gemüt, dass

wir gut miteinander auskamen. Wir hielten uns selbst für Misanthropen, doch heute glaube ich, wir waren einfach nur Sauertöpfe. Es war weniger eine Kameradschaft als vielmehr ein Nebeneinander in Ungeselligkeit. Northmours außerordentlich heftiges Temperament machte es ihm nicht leicht, mit irgendjemandem außer mir die Eintracht zu wahren, und da er meine stille Art respektierte und mich nach Belieben kommen und gehen ließ, war mir seine Gegenwart ohne Weiteres erträglich. Ich glaube, wir galten einander als Freunde.

Als Northmour seinen Abschluss machte und ich mich entschied, die Universität ohne einen solchen zu verlassen, lud er mich zu einem längeren Aufenthalt nach Graden Easter ein, und so lernte ich die Stätte meiner späteren Abenteuer kennen. Das Herrenhaus von Graden stand in einem öden Landstrich gut drei Meilen entfernt von der Nordseeküste. Es hatte die Größe einer Kaserne, und da es aus weichem Gestein errichtet worden war, das der scharfen Seeluft nicht viel entgegenzusetzen hatte, war es innen zugig und

klamm und von außen bereits halb verfallen. Für zwei junge Männer war es unmöglich, in solch einer Behausung behaglich unterzukommen. Doch stand im nördlichen Teil des Besitzes, in einer Wildnis aus grasbewachsenen Dünen und verwehten Sandhügeln, eingebettet zwischen einer Schonung und der See, ein kleines Haus, ein Pavillon oder Belvedere moderner Bauart, welches unseren Ansprüchen vollauf genügte, und in dieser Einsiedelei, selten einmal in einer Unterhaltung, oft in Büchern versunken und kaum in Berührung außer bei den Mahlzeiten, verbrachten Northmour und ich vier umstürmte Wintermonate. Vielleicht wäre ich noch länger dort geblieben, doch eines Nachts im März entspann sich zwischen uns ein Disput, der meine Abreise unumgänglich machte. Ich weiß noch, dass Northmour sich dabei sehr erregt äußerte, und ich muss ihm wohl eine bissige Antwort gegeben haben. Er sprang von seinem Stuhl auf und packte mich – ich musste ohne Übertreibung um mein Leben ringen –, und nur unter größter Anstrengung konnte ich seiner Herr werden, denn

an Körperkraft war er mir beinahe ebenbürtig und schien wie vom Teufel besessen. Am nächsten Morgen begegneten wir einander, als wäre nichts gewesen, doch hielt ich es für geraten, das Feld zu räumen, und er machte keinerlei Anstalten, mich davon abzubringen.

Neun Jahre vergingen, bis ich diese Gegend erneut besuchte. Ich reiste zu jener Zeit mit einem planbedeckten Karren, einem Zelt und einem Kochherd, wanderte den ganzen Tag neben dem Wagen her und lagerte nachts, wann immer es möglich war, an einer geschützten Stelle in den Hügeln oder am Rande eines Wäldchens. Auf diese Art kam ich wohl durch die meisten wilden und verlassenenen Gegenden sowohl Englands als auch Schottlands, und da ich weder Freunde noch Verwandte hatte, blieb ich von jeglichem Briefwechsel verschont und hatte keinerlei Anlaufstelle, es sei denn das Büro meiner Advokaten, von denen ich zweimal jährlich mein Einkommen bezog. Es war ein Leben ganz nach meinem Geschmack, und ich war zu der Überzeugung gelangt, auf der Wanderschaft alt zu

werden und schließlich in irgendeinem Graben zu sterben.

Meine einzige Sorge bestand darin, verlassene Winkel aufzutun, wo ich unbehelligt kampieren konnte, und als ich mich einmal in einem andern Teil jener Grafschaft wiederfand, besann ich mich plötzlich auf den Pavillon in den Dünen. Er lag drei Meilen abseits der nächsten Straße; die Entfernung zum benachbarten Ort, nicht mehr als ein Fischerdorf, betrug sechs oder sieben. Auf zehn Meilen Länge und in einer Breite zwischen drei Meilen und einer halben zog sich dieser karge Landstrich am Meer entlang. Der Strand als natürlicher Zugang war voller Treibsandfelder. Man kann wahrhaftig sagen, dass sich im gesamten Vereinigten Königreich kaum ein besseres Versteck denken ließ. Ich beschloss, eine Woche im Strandgehölz von Graden Easter zu verbringen, und erreichte es nach einem langen Marsch bei Sonnenuntergang, an einem stürmischen Tag im September.

Wie gesagt bestand das Land aus Sandhügeln und Grasdünen. Grasdüne ist die schottische Be-

zeichnung für Sandwehen, die nicht länger wandern und mehr oder weniger beständig mit Gras bewachsen sind. Der Pavillon stand auf einer ebenen Fläche, dicht dahinter begann das Gehölz mit einer Reihe von Holundersträuchern, die sich im Wind eng zusammendrängten. Auf der Vorderseite schottete ihn eine Kette zerzauster Sandhügel vom Meer ab. Fels trat dort zutage und formte eine Bastion, sodass die Küstenlinie zwischen zwei seichten Buchten eine Landzunge bildete, und kaum jenseits der Gezeitenlinie erhob sich der Fels erneut zu einer Insel von nur geringer Größe, jedoch von markanter Ausgestaltung. Die Treibsandfelder hatten bei Ebbe ein beachtliches Ausmaß und waren im ganzen Land berüchtigt. Es hieß, sie könnten in Ufernähe, zwischen der kleinen Insel und der Landzunge, einen Mann in viereinhalb Minuten verschlingen, doch darf man diese Angabe in ihrer Genauigkeit anzweifeln. Die Gegend war von Kaninchen bevölkert und ein Tummelplatz für Möwen, deren ständiges Kreischen um das Haus ertönte. An Sommertagen war der Ausblick licht

und sogar beseelend, doch im September, bei sinkender Sonne, einer steifen Brise und einer hoch gegen die Dünen schäumenden Brandung, kündete dieser Ort allenfalls von toten Matrosen und Katastrophen zur See. Ein mühsam gegen den Wind kreuzendes Schiff am Horizont und der mächtige Rumpf eines Wracks, halb im Sand zu meinen Füßen versunken, vervollständigten die Szenerie.

Der Pavillon, errichtet von seinem letzten Besitzer, Northmours Onkel, einem töricht verschwenderischen Baumeister, ließ kaum Zeichen des Alterns erkennen. Er war zweistöckig, in italienischem Stil gehalten, von einem Gartengrund umgeben, in dem nichts gedeihen konnte außer einigen robusten Pflanzen, und machte mit seinen geschlossenen Fensterläden nicht nur den Eindruck von Verlassenheit, sondern sah vielmehr aus, als sei er nie bewohnt gewesen. Northmour war offenbar nicht dort, aber ob er wie gewöhnlich in der Kabine seiner Yacht schmollte oder bei einem seiner sporadischen, extravaganten gesellschaftlichen Auftritte weil-

te, wusste ich beim besten Willen nicht zu sagen. Der Ort wirkte derart verlassen, dass es selbst einen Einzelgänger wie mich bedrückte; das Geheul des Windes in den Schornsteinen klang wie ein Wimmern, und als gelte es zu fliehen und irgendwo einzukehren, wandte ich mich ab, schob meinen Karren vor mir her und betrat den Saum des Gehölzes.

Das Strandgehölz von Graden hatte man zum Schutz der dahinter liegenden Felder angepflanzt, um ein Übergreifen des Flugsandes zu verhindern. An der Küstenseite war der Holunder anderem zählebigen Strauchgehölz gewichen, doch war der Bestand verkrüppelt und struppig und führte einen immerwährenden Kampf, die Bäume sahen sich Tag und Nacht von heftigen Winterstürmen geschüttelt, und schon im ersten Frühling flogen die Blätter, zog in dieser ungeschützten Pflanzung bereits der Herbst ein. Landeinwärts erhob sich der Grund zu einem flachen Hügel, der im Einklang mit der Insel Seefahrern als Landmarke diente. War der Hügel in Richtung Nord über der Insel zu sehen,

mussten sich Schiffe hart ostwärts wenden, um Graden Ness und die Graden Bullers zu umfahren. Durch eine Senke floss ein Bach zwischen den Bäumen hervor, von Laub und mitgeführtem Schlamm so träge, dass er sich an manchen Stellen verbreiterte und zu einem Pfuhl staute. Überreste von Behausungen, die hier und da im Gehölz verstreut lagen, waren laut Northmour sakralen Ursprungs und hatten frommen Einsiedlern als Zuflucht gedient.

Ich fand einen Lagerplatz, eine kleine Senke nahe einer sauberen Quelle, dort lichtete ich das Gestrüpp, schlug mein Zelt auf und machte Feuer, um mir ein Abendessen zu bereiten. Mein Pferd pflockte ich ein Stück entfernt im Wald an, wo der Boden grasbewachsen war. Die Ränder der Senke schirmten den Schein meines Feuers ab und schützten mich zudem vor dem ebenso kalten wie heftigen Wind.

Die Art, wie ich mein Leben führte, hatte mich zäh und genügsam gemacht. Ich trank nichts anderes als Wasser, aß selten etwas Aufwendigeres als Haferbrei, und ich benötigte so wenig

Schlaf, dass ich trotz meiner Gewohnheit, mich schon beim ersten Tageslicht zu erheben, nachts oft lange dalag und im Dunkeln oder unter einem Sternenhimmel wachte. So auch im Gehölz von Graden, wo ich, wenngleich ich abends um acht dankbar eingeschlafen war, vor elf schon wieder munter wurde, ganz Herr meiner Sinne und ohne ein Zeichen von Erschöpfung oder Benommenheit. Ich stand auf und setzte mich ans Feuer, wo ich über mir Bäume und Wolken ungestüm schwanken und dahinjagen sah und auf den Wind und die an den Strand rollenden Brecher lauschte, bis ich schließlich, des Nichtstuns müde, mein Lager verließ und dem Rand des Gehölzes zustrebte. Ein zunehmender Mond, im Dunst verborgen, beleuchtete nur schwach meine Schritte, und es wurde erst heller, als ich mich hinaus in die Dünen begab. In diesem Moment traf mich der Wind, der von der See her den Geruch von Salz und umherfliegende Sandpartikel herantrug, mit voller Wucht, sodass ich unwillkürlich den Kopf senkte.

Als ich mich wieder aufrichtete und mich um-

sah, bemerkte ich das Licht im Pavillon. Es ruhte nicht, sondern wanderte von einem Fenster zum anderen, als ob jemand die Räume mit einer Kerze oder Lampe inspizierte. Mit großem Erstaunen behielt ich es einige Sekunden lang im Blick. Bei meiner Ankunft am Nachmittag war das Haus offensichtlich verlassen gewesen – nun war es ebenso offensichtlich bewohnt. Mein erster Gedanke war, eine Diebesbande könne eingebrochen sein und nun Northmours Schränke durchwühlen, die recht zahlreich waren und nicht schlecht bestückt. Doch was verschlug Diebe nach Graden Easter? Außerdem waren nun alle Fensterläden geöffnet, wo es solchen Leuten naturgemäß eher darum zu tun sein musste, sie geschlossen zu halten. Ich ließ diesen Gedanken fallen und wandte mich einem anderen zu. Northmour selbst musste eingetroffen sein und belüftete und inspizierte nun den Pavillon.

Ich habe gesagt, dass zwischen diesem Mann und mir keine rechte Zuneigung bestand, doch selbst wenn er mir so lieb gewesen wäre wie ein Bruder, galt meine Liebe zu jener Zeit so sehr

der Einsamkeit, dass ich seine Gesellschaft nicht weniger gemieden hätte. Also wandte ich mich ab und machte, dass ich fortkam, und konnte bald wieder meinen Platz am Feuer einnehmen, spürbar erleichtert. Ich war einer Begegnung entkommen, eine weitere unbeschwerte Nacht lag vor mir. Am Morgen konnte ich mich entweder davonmachen, ehe Northmour den Pavillon verließ, oder ihm einen kurzen Besuch abstatten, ganz, wie es mir beliebte.

Doch als der Morgen kam, befand ich die Situation für so amüsant, dass ich meine Befangenheit ablegte. Northmour war mir völlig ausgeliefert, ich wollte mir einen Scherz mit ihm erlauben, wenngleich ich sehr wohl wusste, dass mein Nachbar nicht der Mann war, mit dem sich gut spaßen ließ, und ich kicherte schon bei der Vorstellung, wie alles ablaufen würde, während ich im Holundergebüsch am Rand des Gehölzes Posten bezog, von wo aus ich die Eingangstür zum Pavillon im Blick hatte. Ich weiß noch, wie seltsam es mir vorkam, dass die Läden wieder sämtlich geschlossen waren, und das Haus mit

seinen weißen Wänden und grünen Jalousien sah im frühen Morgenlicht gefällig und einladend aus. Stunde um Stunde verging, doch kein Zeichen von Northmour. Ich kannte ihn als Langschläfer, aber als es schon gegen Mittag ging, verlor ich die Geduld. Um ehrlich zu sein, hatte ich mir im Pavillon ein Frühstück erhofft, allmählich quälte mich der Appetit. Es war ein Jammer, die Gelegenheit ungenutzt zu lassen, sich ein wenig Vergnügen zu verschaffen, doch der pure Hunger überwog, und so verzichtete ich schweren Herzens auf meinen Streich und verließ den Schutz des Gehölzes.

Indem ich näher kam, erfüllte mich der Anblick des Hauses mit Unruhe. Es erschien seit gestern Abend unverändert, doch hatte ich, aus einem unbestimmten Gefühl heraus, erwartet, Anzeichen dafür zu entdecken, dass es nunmehr bewohnt sei. Aber nein, die Fensterläden waren fest verschlossen, kein Rauch entstieg den Schornsteinen, und die Eingangstür war fest verriegelt. Demnach musste Northmour auf der Rückseite hineingekommen sein, das war der lo-

gische und ganz unausweichliche Schluss, und man kann sich meine Überraschung vorstellen, als ich nach Umrunden des Hauses die Hintertür ebenfalls sicher verschlossen fand.

Sofort kam mir meine erste Vermutung eines Einbruchs wieder in den Sinn, und ich tadelte mich heftig für meine Untätigkeit in der vergangenen Nacht. Ich untersuchte alle Fenster des unteren Stockwerks, doch an keinem hatte sich jemand zu schaffen gemacht. Ich prüfte die Schlösser, doch sie waren beide unversehrt. Also stellte sich die Frage, wie die Diebe – sofern es sich um solche handelte – ins Haus gelangt waren. Sie mussten wohl auf das Dach des Nebengebäudes gestiegen sein, in dem Northmour seine fotografischen Apparate verwahrte, und von dort aus, sei es über das Fenster des Studierzimmers oder das meines alten Schlafraums, ihr gewaltsames Eindringen vollzogen haben.

Ich folgte also ihrem vermuteten Beispiel, stieg auf das Dach und prüfte die Läden besagter Zimmer. Beide waren verschlossen, doch wollte ich mich nicht geschlagen geben, und mit einiger

Gewalt ließ sich einer öffnen und schrammte, als er aufflog, über meinen Handrücken. Ich entsinne mich, dass ich die Wunde zum Mund führte, dann vielleicht eine halbe Minute lang dastand und sie leckte wie ein Hund, und indem ich dabei meinen Blick rückwärts über die verlassenen Dünen und das Meer schweifen ließ, entdeckte ich einige Meilen in Richtung Nordost eine große Schonerjacht. Dann öffnete ich das Fenster und kletterte hinein.

Ich ging durch das ganze Haus, mit unbeschreiblicher Verwunderung. Es gab kein Zeichen von Unordnung, ganz im Gegenteil: Die Räume waren ungewöhnlich sauber und aufgeräumt. In den Kaminen war alles für das Entzünden der Feuer bereit, drei Schlafzimmer waren im völligen Widerspruch zu Northmours Gepflogenheiten aufwendig hergerichtet, mit gefüllten Wasserkrügen und aufgeschlagenen Betten. Im Esszimmer war der Tisch gedeckt für drei, die Regale der Vorratskammer waren reichlich gefüllt mit kaltem Fleisch, Wildbret und Gemüse. Ganz offensichtlich erwartete man Gäste.

Doch warum Gäste – wo Northmour doch Gesellschaft verabscheute? Und vor allem: Warum war das Haus so heimlich hergerichtet worden, mitten in der Nacht? Und warum waren die Läden geschlossen und die Türen verriegelt?

Ich tilgte alle Spuren meines Besuchs und stieg ernüchtert und besorgt durch das Fenster nach draußen.

Die Schonerjacht lag noch immer unverändert in Position, und es schoss mir durch den Kopf, dass es sich um die *Red Earl* handeln mochte, die den Besitzer des Pavillons und seine Gäste herbrachte. Doch wies der Bug des Schiffs aufs Meer hinaus.